

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 53.

Budgoficz/Bromberg, 6. März

1938

Die Nacht von Sabanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kris, Roland Marwig,
Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

Copyright by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H.
München 1937.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie lachte geringschätzig auf. „Du meinst doch nicht etwa, daß du mein Typ bist?“

„Es ist gleich, was ich meine!“ rief er leidenschaftlich. „Ich liebe dich, Lissy, und du weißt es; auch wenn du es nicht wahrhaben willst. Aber seitdem du Howard kennst, blickst du auf mich herab wie auf ein schmutziges Tier. Ich weiß, ich kann nicht mit Howards Geld konkurrieren. Ich weiß auch, daß ich auf die schiefe Ebene geraten bin. Aber es ist deine Schuld, Lissy. Du mußt Howard laufen lassen und mit mir ein neues Leben beginnen. Ich brauche dich, ich brauche einen Halt, ich muß wissen, wofür ich lebe, sonst ist es aus mit mir. Wenn du mich im Stich läßt, Lissy, ist es völlig und radikal aus mit mir. Ich sage es dir schon heute.“

„Was bist du für ein Mensch!“ rief sie, ein wenig ratlos. „Du versuchst doch in jeder erdenklichen Art zu erpressen. Ich kann nicht dafür, daß du kein anständiger Mensch bist, und ich kann dich nicht retten, Dick; Das Leben, wie du es dir vorstellst, ist nur Sensation, Abenteuer und Freiheit — eine gräßliche Art von Freiheit, Dick. Du willst alles — nur nicht ehrlich leben und arbeiten.“

„Mit dir ja“, sagte er halstarrig.

Sie schlug voller Ungeduld mit der Faust auf die Lehne ihres Stuhlchens.

„Genug“, sagte sie scharf. „Allein dein Ton strahlt dich Lügen. Ganz abgesehen davon, daß du gestern anders gesprochen hast. Da war, weiß Gott, nicht von ehrlicher Arbeit die Rede.“

„Du klammerst dich an Worte, Lissy. Du hältst mich für viel schlechter, als ich bin. Ich bin nicht so schlecht — glaube mir. Vielleicht bin ich nur hemmungslos, ich mache mir nicht viel Gedanken über gewisse Dinge. Aber wenn du bei mir wärst, würde ich ebensogut ein ehrlicher Mensch sein wollen. Es ist mir nämlich im Grunde gleich, ob so oder so.“

„Mir auch“, sagte sie rücksichtslos. „Ich bin keine Erzieherin für gefallene junge Männer. Geh zur Heilsarmee, geh wohin du willst, aber laß mich ungeschoren. Es läßt mich eiskalt, ob du als Heiliger deine Tage beschließt oder in Sing-Sing endest, du kannst nach allem, was geschehen ist, nicht auch noch menschliche Anteilnahme von mir erwarten. Wenn du mich liebst, wie du behauptest, und wenn ein Funken von Redlichkeit in dir ist, dann verschonst du mich mit deiner Gegenwart. Mich und meine Freunde. Ich hasse jede Komödie und ich will nicht wieder der Situation ausgesetzt werden, mit Mr. Clyne aus Chicago an einem Tisch zu sitzen.“

Er lachte auf. „Das wird aber leider nicht zu vermeiden sein, Liebling. Ich finde deine Freunde reizend. Das heißt, Howard nicht, aber um so mehr seine kleine Schwester. Wir sind uns bereits recht nahe gekommen und ich muß sagen, sie ist wirklich süß. Ich werde nicht, nur weil du es willst, sie laufen lassen. Ich denke gar nicht daran.“

„Doch, du wirst es“, sagte sie unerbittlich.

„Nein“, versetzte er gelassen. „Ich lasse mir doch keine Vorschriften von dir machen. Wenn du mich nicht magst, wie du behauptest, so kann es dir doch gleichgültig sein, wie und wo ich mich schadlos halte. Und die Kleine gefällt mir wirklich.“

„Ich will aber nicht, daß du in unserer Gesellschaft bist! Ich will dich nicht sehen! Du sollst dich von uns zurückziehen und uns in Ruhe lassen! Dein Anblick ist mir widerwärtig, damit du es weißt!“

„Aber, Liebling“, sagte er mit falscher Sanftmut, „wie sprichst du mit deinem guten alten Dick. Anscheinend vergißt du völlig, daß ich dich jederzeit in der Hand habe.“

„Meinst du?“ Jetzt wurde ihre Stimme ganz leise und schneidend: „Ich sage es dir zum letztenmal, Dick: treib' nichts auf die Spitze! Wenn du es dir einfallen läßt, Howard irgendwelche Märchen über mich zu erzählen, so wird er dir allenfalls ins Gesicht schlagen, das wäre das einzige Ergebnis, darauf kannst du Gist nehmen. Andererseits aber würde ein Kabel an die Newyorker Polizei ein wesentlich anderes Resultat haben. Darüber mußt du dir klar sein.“

Er schwieg verblüfft. Dann räusperte er sich. „Verstehe' ich nicht. Was für ein Kabel meinst du?“

„Stell dich nicht dumm“, sagte sie. „Du selbst hast mir gestern gesagt, daß du fliehen mußt, weil die Polizei hinter dir her ist. Darum nennst du dich Clyne, und darum kann ich dich in nächsten Hafen ohne weiteres verhaften lassen. Wenn du das aber vermeiden willst, dann tue, was ich von dir verlangt habe. Es ist ja nichts weiter, als daß du dich von uns zurückziehst. Überleg es dir.“

Mit einer schnellen, geschmeidigen Bewegung erhob sie sich aus dem Deckstuhl.

Im gleichen Augenblick stand Dexter neben ihr. Er war plötzlich ganz verändert. Seine Stimme klang weich und ein wenig traurig. „Es ist doch schrecklich, Alice, daß alles so gekommen ist. Ich weiß, du verachtest mich und kannst mich überhaupt nicht mehr verstehen. Das ist das Schlimmste, Alice. Aber können wir nicht alle diese Dinge vergessen und zumindest ohne Groll auseinandergehen? Ist das wirklich nicht mehr möglich, Alice?“

Sie hob zweifelnd und voller Mißtrauen den Blick. Aber sein Gesicht war völlig in Schatten gehüllt.

Komödie? Sie wußte es nicht. Sie sagte: „Alles ist möglich, Dick, wenn man nur will. Ich möchte dir nichts in den Weg legen und will alles vergessen. Versprich mir aber, daß du tun wirst, worum ich dich gebeten habe.“

„Ich verspreche es dir“, sagte er leise.

Sie reichte ihm die Hand. „Gute Nacht.“

Da legte er plötzlich die Hände auf ihre Schultern, sog sie an sich und küßte sie auf den Hals.

Sie machte sich frei und ging schnell von ihm fort.

Er stand noch eine Weile regungslos, mit gesenktem Kopf, dann vererub er die Hände in die Hosentaschen und schlenderte, eine leise Melodie pfeifend, davon —

In diesem Augenblick erhob sich auch Thomas Howard aus seinem Deckstuhl. Er trat aus der dunklen Ecke hervor, in der er regungslos gelegen, beugte sich über die Kelling. Unter ihm rollte das dunkle Wasser in kleinen Wellen gegen das Schiff.

Er hatte nicht verstanden, was Alice mit diesem Mr. Clyne gesprochen hat. Aber er hatte alles gesehen.

Er hörte nicht auf das wilde Schlagen seines Herzens. Er zwang sein Gehirn, zu denken.

Alice kannte Clyne. Sie traf sich heimlich mit ihm. Er küßte sie, und wahrscheinlich gehörten sie zusammen. Also log Alice.

Alice log, und dies war vielleicht noch nicht einmal das Schlimmste. Angenommen, ein Hochstaplerpaar. —

Nein. Dies freilich wäre das Schlimmste — alles in ihm lehnte sich auf gegen diesen gräßlichen Gedanken. Nur keine Schlüsse ziehen, jetzt noch nicht. Feststellen, was ist. Abwarten, beobachten, die Dinge herankommen lassen.

Er starrte in die schwarze Nacht und sann und sann...

Über eines wurde sich Thomas Howard jedenfalls klar in dieser einsamen und traurigen Stunde. Was auch geschehen und wer Alice Vikner in Wirklichkeit auch sein mochte, es gab kaum mehr einen Zweifel darüber, daß er sie liebte. Und darum sträubte er sich mit Gewalt dagegen, auf einen Verdacht hin sein echtes Gefühl zu verschütten, auf Grund des Augenblicks das zu zertrümmern, was ihm beglücken und kostbar erschien.

Gewißheit, er mußte Gewißheit haben, und die mußten ihm die kommenden Tage bringen.

Aber — und dies konnte Thomas Howard nicht ahnen, während er in dieser sternlosen und dunstigen Nacht beklommen seine Gefühle prüfte — die Gewißheit kam früher, als er sie erwartete.

Sie kam schon am nächsten Tag.

Thomas Howard ging noch zehn Minuten das Promenadendeck auf und ab. Irgendwo hatte er einmal gelesen, daß ein Spaziergang von zehn Minuten den erregtesten Menschen beruhigen könne. Zuweilen blickte er auf die Uhr am Handgelenk und schließlich schien es ihm, als wäre er tatsächlich ruhiger geworden. Da war die Stelle, an der Alice und Mr. Clyne zuletzt gestanden hatten, hier, im Schatten des Rettungsbootes, hatten sie sich geküßt. Nein, das war nicht ganz richtig. Clyne hatte Alice geküßt und auch das war nur ein Kuß auf den Hals gewesen, ein geradliniger Kuß. Ach das waren hilflose Versuche den Fall harmloser erscheinen zu lassen! So betrog man sich nur selbst! Nein, Thomas Howard war sein Lebtag ein ehrlicher Kaufmann gewesen, vielleicht war diese Ehrlichkeit sogar das Geheimnis seines Erfolges, jedenfalls durfte er gegen sich nicht weniger aufrichtig sein, als gegen den letzten seiner Partner. Also machen wir die Bilanz, die Bilanz des Lebens und dieser Liebe, was schon beinahe dasselbe war, denn was konnte künftig ein Leben ohne Alice bedeuten?

Howard stieg die schmale Treppe abwärts. Er wollte in seine Kabine, auch wenn an Schlaf nicht zu denken war. Auf der untersten Stufe der Treppe sah ein verliebtes Paar, das ärgerlich auseinanderrückte, als es seinen Schritt hörte. So sah man hier an Bord an allen Ecken und Enden die verliebten Boys und die betrunkenen Girls hocken. Es war lächerlich und es war abstoßend, wahrscheinlich aber war es das, was der Reiseprospekt „Wunder der Tropennächte“ nannte. Die Fahrten der „Queen of Havana“ waren berühmt, vielleicht sogar ein wenig berücksichtigt. In den Zeitungsanzeigen jedenfalls hieß die „Queen of Havana“ stets „Das Verlobungsschiff“ und die Linie sorgte dafür, daß nach Beendigung jeder Reise bekannt wurde, wieviel Männlein und Weiblein sich an Bord fürs Leben versprochen hatten. Mr. Bailie, der Zweite, meinte zu diesen Pressmeldungen allerdings, daß, sollten sie wahr sein, sich die gesamte Besatzung einschließlich der chinesischen Wäscheboys und der Stewardessen verlobt haben müßte. Howard versuchte in Erinnerung an Bailies Scherz zu lächeln. Es fiel ihm unendlich schwer, aber es gelang. Und das war gut, denn jetzt ging er durch den großen Speisesaal, der ganz verdunkelt war, an dessen Wänden nur die Notlampen brannten, und dann kam er durch das Schreibzimmer.

Lächeln, Haltung bewahren, tapfer sein! Hier hatte er vor wenigen Stunden allein mit Alice gegessen. Hier hatte er ihr gesagt, daß er sie liebe. Mit drei Worten. Den urewigen drei Worten, die alles enthielten. „I love you!“ und wenige Sekunden später hatte sie geflüstert „... and i love you“. Es schüttelte ihn. Er wollte sich in den Sessel werfen, in dem er Alice gegenübergeessen hatte. Er glaubte keinen Schritt mehr vorwärts zu können. Aber auch diese Ecke war besetzt. Irgend ein Smoking-Jüngling hielt ein lallendes Mädchel auf den Knien, die das Abendkleid einer großen Dame angezogen hatte und sich wie ein Baby benahm.

Weiter. Über dem Bartisch schimmerte noch Licht. Sollte man einen Gin nehmen? Nein, Thomas Howard war nicht der Mann, der Alkohol brauchte, um mit einer schweren Sache fertig zu werden — oder auch nicht fertig zu werden. Zudem schloß der müde Mixer soeben die letzten Flaschen fort. Dann ließ er Wasser aus Nidelhähnen laufen, klirrte mit Gläsern und sprach auf einen jungen Mann ein, der sich über den breiten Tisch räkelte und mit dem Bartstuhl leise schaukelte.

„Gehen Sie schlafen, Mister Clyne“, sagte der Mixer, und Mr. Clyne riß sich empor. Einen Augenblick schien er sich besinnen zu müssen, wo er war, dann erkannte er Howard, der eben vorüberwollte. „Hallo, Mister Howard!“ rief er, „dieser elende Mixer will nichts mehr hergeben. Sprechen Sie mit ihm, er wird einem würdigen, alten Mann einen Drink nicht verweigern dürfen.“

Thomas Howard gab dem Burschen keine Antwort, er stieß die Tür auf, die zu seinem Kabinengang führte. Er sah auf dem Schlüssel die Nummer seiner Kabine nach: 214. er hatte sie vergessen. Alices Kabinenummer aber hatte er behalten. Die Nummer 238. Einen Augenblick blieb er vor dieser Tür stehen. Eine kleine rote Notlampe glühte direkt darüber. Ihr Schimmer mußte durch den Ventilationspalt in die Kabine fallen, wie er hier auf den Teppich des Kabinenganges fiel. Für einen Augenblick gab ihm dieser Gedanke eine seltsame Verbundenheit mit Alice Vikner. Es war, als tranken sie aus ein und demselben Glase Wein. Plötzlich aber war das andere wieder da, und dann die Worte, die er eben erst gehört, die er nicht beachtet und die ihn doch wie Giftspieße getroffen hatten: „... er wird einem würdigen, alten Mann einen Drink nicht verweigern dürfen.“

Das also war man... Ein alter Mann... Obwohl einem alle sagten, daß man fabelhaft aussähe, höchstens wie Ende dreißig, daß man kaum ein silbernes Haar hätte und nicht mehr Falten, als es sich für ein Männergesicht gezieme. Hastig, mit zwei Schritten war Howard vor seiner Tür und schob den Drücker ins Schloß. Im Dunkeln tastete er sich zu dem kleinen Empiretschreibtisch vor dem Bullauge und drückte auf den Lichtknopf der Tischlampe.

Der Empiretsch war eine gute Kopie, einem Original in Malmalson nachgebildet, aber Howard hatte nie Geschmack an Dingen gefunden, die die Stile vergangener Zeiten nachbildeten. Dazu liebte er das Echte zu sehr. Er hatte selbst seit einigen Jahren begonnen, alte Möbel und Geräte zu sammeln. Ohne System, allein das laufend, was ihm gefiel. So hatte er zwar keine Sammlung errichtet, von der die Blätter berichten konnten, wohl aber eine Auslese schöner Dinge zusammengetragen, deren jedes einzelne seine Geschichte hatte. Er entsann sich noch gut, wie er das erste Stück, eine altdeutsche Truhe, gekauft hatte; später waren ein paar Leuchter dazugekommen, dann Stühle, ein Tisch. Ja, und dann war er eines Abends in Lawtons Geschäft gekommen und hatte Miß Vikner gesehen, und als ihn Lawton nach seinen Wünschen fragte, hatte er gesagt: „Bitte bedienen Sie erst die Dame, ich habe Zeit.“

Diese Dame aber war keine Kundin gewesen. Er erfuhr von dem lachenden Lawton, daß Miß Vikner seit langem bei ihm angestellt sei, daß sie Kunstgeschichte studiert habe und mehr von den Dingen verstehe, als es für einen alten Antiquar, der sich gern mal in der Bestimmung der Jahreszahl bei seinen Expertisen täusche, gut sei. Und Alice hatte die Kappe, die sie schon aufhatte, abgezogen, den Mantel über einen Stuhl gelegt und gefragt, welches das Spezialgebiet des Mr. Howard sei, und ob sie ihm etwas zeigen dürfe. So hatte es begonnen. Vor einem halben Jahr etwa. An einem Newyorker Regenabend. Nach Geschäftsfluß.

„Ich möchte Sie wirklich nicht noch aufhalten, Miß Ligner“ hatte Howard gesagt, aber er war sehr glücklich gewesen, als Alice seinen Einwand mit einem Lächeln abtat. Er hatte dann einen venezianischen Handspiegel gekauft, der freilich sehr schön, aber auch sehr teuer war, und eigentlich hatte er es nur getan, weil ihre Hand den goldgesticktesten Griff umspannt, und in dem alten, feingefächelten Glas sich für Sekunden ihr Gesicht gespiegelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

In einem kühlen Grunde . . .

Wo stand die Mühle des Eichendorff'schen Liebes?

(Zum 150. Geburtstag des Dichters am 10. März 1998.)

Von Dr. Konrad Karosch.

Es gibt in Deutschland zahlreiche Mühlen, welche die Ehre beanspruchen, Joseph von Eichendorff zu seinem schönsten und vollstimmlichsten Lied „In einem kühlen Grunde“ angeregt zu haben. Von allen diesen sächsischen, westpreussischen, rheinischen, mährischen und schlesischen Mühlen können allerdings nur zwei in den engsten Wettbewerb treten, zwei alte, romantisch gelegene, die sich in einem schattigen, kühlen Grunde befanden und deren mächtiges Speichenrad von den starken Fluten eines Baches getrieben wurde. In diesen beiden Mühlen wohnte nachweislich ein schönes Müllerstüchterlein, das den jungen Dichter liebte und von ihm innig wiedergeliebt wurde, ihm aber die Treue brach. Es sind dies die Kornmühle im Wygontal bei Lubowitz, dem Geburtsort Eichendorffs, in unmittelbarer Nähe der Stadt Ratibor, und die Elmühle in Rohrbach bei Heidelberg, wo der junge Eichendorff studierte.

Es erhebt sich nun die Frage: Welche von beiden Mühlen, welche von beiden ungetreuen Müllerstöchtern hat den jungen Eichendorff zu seiner Romanze „In einem kühlen Grunde“ angeregt, die erst später, etwa vor 1812 in Lubowitz, entstand?

Die Annahme, daß die Müllerstochter aus dem Wygontal das eigentliche ungetreue Liebchen ist, stützt sich nicht nur auf den Volksmund und die alte Überlieferung, wonach die Wygonmühle tatsächlich der Schauplatz der großen Liebe Eichendorffs zur schönen Müllerstochter und zugleich der Schauplatz der tragischen Untreue gewesen ist, sondern auch auf die Angaben des Lehrer Joseph Dunderka in Ratibor, die Joseph Nowak in den Erläuterungen der von ihm herausgegebenen „Lubowitzer Tagebuchblätter Joseph von Eichendorffs“ anführt. Der 87jährige Lehrerveteran Joseph Dunderka in Ratibor, dessen Vater Johannes 1820 auf die Präsentation der Mutter unseres Dichters als Lehrer nach Lubowitz kam und der 1849 dort dem Vater im Lehramt folgte, teilte mir mit, es sei ihm oft erzählt worden, daß Eichendorff, bevor er auf die Universität kam (also vor Mai 1805), und auch als Student (also ab Herbst 1806) von Lubowitz aus sehr oft Spaziergänge nach dem zu Lubowitz gehörenden Wald unternommen habe. Auf dem Weg dahin mußte er bei einer Mühle vorbeigehen, die in einem schönen Tal, Wygon genannt, liegt und einem Müller mit Namen Kubitta gehörte. Der Dichter nahm in der Mühle gern eine Erfrischung entgegen, die ihm von den anmutigen Müllerstöchtern kredenzt wurde, und soll die romantisch gelegene Mühle in dem bekannten Lied verewigt haben.“

Die Annahme, daß die Müllerstochter aus der Rohrbacher Elmühle die eigentliche ungetreue Liebste gewesen ist, stützt sich gleichfalls auf den Volksmund, vor allem aber auf die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Eichendorff aus der Zeit, während der er in Heidelberg studierte. Dieses Tagebuch gibt uns unmittelbar Kunde von dem tragischen Herzensroman Eichendorffs mit der ungetreuen Müllerstochter Käthchen Förster aus der Elmühle in Rohrbach. Die in Betracht kommenden Aufzeichnungen lauten: „31. 1. 08. Die letzten 8 Tage zum Tode betrübt.“ — „7. 2. 08. Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Ffid usw. Wie wir zurückkehren, geht K. (gemeint die Müllerstochter Käthchen) mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein Nachrennen und Einholen. Großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Herzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im Döfen. Trüber Tag. Die Loden dunkel zu. Raufchen des Baches

draußen. Nach kurzem Harren herzlich munterer Rückweg.“

„12. 2. 08. Nach großem Bank von gestern nach Rohrbach früh weg. Herzerreißende Resignation. — Unsägliche Bangigkeit.“ — „21. 2. 08. Abends mit K. aus. Schöner Sternenschein.“ — „28. 2. 08. Fast keine Briefe von Hause. Große, große Schmerzen.“ — 19. 3. 08. Nachmittags schrecklich nachgelassen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Ich den ganzen Nachmittag unten in der Stube, Plage mit dem Kind.“ — „27. 3. 08. Dann schnellmöglichst nach Ab. Wieder beim Vater und Wein und Rüsse. Überall protestantische, rotkäppchenartige Sonntagsruhe fast mythisch. Darauf — nach Hause. Traurig.“ — „29. 3. 08. Das böse Weib.“ — „3. 4. 08. Als ich eben vom Spaziergang zurückkam, K. mit Schwester und Kameradin nach Ab. hinaus. Unerwarteterweise Heidelberg ganz verlassend. Schöner, warmer Abend. K. umschlungen und sehr lieb. An der wohlbekannten Pede am Bach langer herzlicher Abschied. Durch die Dämmerung mit Pollux schnell nach Hause.“ — Von diesem Tag an brechen die Aufzeichnungen über K. vollständig ab. Auf Grund der Nachforschungen von Otto Dyroff, die er in seinem Aufsatz „Zur Komposition von Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“. (Der Wächter 1926/27) veröffentlicht hat, wissen wir, daß die Müllerstochter Käthchen noch im hohen Alter eine bemerkenswert schöne Frau gewesen ist. Sie hat sehr spät geheiratet, und zwar einen Vetter, den Adlerwirt. Otto Michaeli hat in seinem Aufsatz „Das Käthchen von Rohrbach“ (Der Wächter 1928) die Nachforschungen Dyroffs weitergeführt.

Interessant ist es nun, zu erfahren, wie Michaeli in seinen Gedichten über diese freud- und leidvolle Jugendliebe Eichendorffs die Untreue der schönen Müllerstochter motiviert und verständlich macht. Hierzu folgende Stellen aus diesen Gedichten:

Käthchens Gutenacht an Eichendorff.

Du sagst, du kannst mich nie und nimmer lassen,
Willst lieber sterben, als mich scheiden sehen.
Doch wo kann zwischen uns ein Bündnis werden?
Großmutter freilich ist dir herzlich gut,
Der Vater auch. Doch all die andern schmälen
In ihrem Bauernstolz die Müllersdirn,
Die sich dem Freiherrn an das Herz geworfen.
Warf ich an dich mich weg? Wir wissen's besser.
Und unsere Herzen schlagen eins in eins.

Wärst, Liebster, du ein armes Müllersbüschlein,
Weiß Gott, im Herbst schon sollte Hochzeit sein, —

Geh hin in Gott! Es ist schon Nacht im Walde.
Doch's Käthchen, Liebster, segnet deinen Weg
Und bleibt dir treu ans Ende aller Tage.

Angeichts der beiden angeführten Tatsachen, vielmehr trotz dieser beiden Tatsachen möchte ich im Hinblick auf die Entstehung der Eichendorff'schen Romanze „Das zerbrochene Ringlein“, die bereits Karl Freiherr von Eichendorff in seinem Aufsatz „Eichendorffs Romanze „Das zerbrochene Ringlein“ (Eichendorff-Kalender 1924) untersucht hat, auf folgende Lösung, die mit gleichem Recht auftreten kann, hinweisen. (Karl Freiherr von Eichendorff hat übrigens in seinem Aufsatz das Liebesverhältnis zu Käthchen von Rohrbach überhaupt nicht berücksichtigt.)

In der Zeit vor dem Studium in Halle, also bis zum 20. April 1805, erlebte Joseph von Eichendorff als Siebzehnjähriger mit der Müllerstochter aus dem Wygontal bei Lubowitz seinen ersten Liebesroman. Als Eichendorff nach anderthalb Jahren von Halle in die Heimat zurückkehrte, fand er sein Liebchen verheiratet vor. In seiner Verzweiflung und großen Trauer ging er — gleichsam um sich von dieser Enttäuschung zu befreien und um sein Viebesleid zu betäuben — um so leichter in die Liebesneze, die Madame Hahmann, die Frau eines Ratiborer Justitiars (gute Bekannte bei der Familie Eichendorff), um ihn und um seinen Bruder Wilhelm spann. Diese Abreise nach Heidelberg am 4. Mai 1807 machte dieser schwärmerischen Liebe Eichendorffs zu Madame Hahmann ein Ende. In Heidelberg nun verliebte er sich wiederum in eine schöne Müllerstochter, die in der romantischen Elmühle in Rohrbach wohnte. Diese neue Liebe rief aber die erste Liebe, die Liebe zur Müllerst-

woher aus dem Bygontal, wieder wach. Er hatte somit in der Nähe von Heidelberg ein zweites Bygontal gefunden, das ihn an seine Heimat und an seine erste tragische Liebe erinnerte.

Es ist interessant zu wissen, daß Eichendorff aus Sehnsucht nach seiner oberschlesischen Heimat viele Gegenden, Ortschaften und Wege, die der heimatlichen Landschaft ähnelten, mit Namen aus seiner Heimat benannt hat.

Man kann darum mit Recht annehmen, daß Eichendorff in der Rohrbacher Mühle mit der Müllerstochter Käthchen Förster eigentlich seinen alten, das heißt seinen ersten Herzensroman mit der Müllerstochter aus dem Bygontal von neuem erlebt hat, denn auch Käthchen wurde ihm wie die erste Geliebte untreu. Und Jahre darauf entstand in seiner oberschlesischen Heimat sein unsterbliches Lied von der ungetreuen Müllerstochter.

Das Album.

Von Paul Reink.

Damals vor Jahren — wir wissen es noch genau, lag es bei der Großmutter in der guten Stube auf dem ovalen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand.

Das Photoalbum!

In Samt gebunden, mit einem kleinen kunstvoll verfertigten Schloß, vielleicht noch mit einem ebenso kleinen geschliffenen Spiegel in der Einbanddecke. Und wenn wir einmal ganz artig, oder vielmehr einmal nicht ungezogen waren, durften wir die dicken Seiten mit den Bildern herumblättern.

Was war da alles zu sehen!

Die Großmutter als Braut, der Großvater auf der Wanderschaft als Geselle vor dem Kölner Dom. Tante Olga als Briefträger auf einem Maskenball, man schrieb damals 1860.

Auf der Rückseite der Bilder stand, daß die Platten aufgehoben würden für Nachbestellungen. Dann schloß die Großmutter das Album und einmal war mir, als habe ich Tränen in ihren Augen gesehen, das verstand ich nicht.

Die Zeit ging, jede Zeit geht. Auch die mit dem Samtphotoalbum. Eine neue Generation kam, mit ihr neue Dinge. Auch ein neues Photoalbum. Moderner, sachlicher. Wertvoller, in Leder gebunden, mit besseren, viel besseren Bildern. Gestern habe ich mir einmal mein Samt-, ach nein, mein Lederphotoalbum angesehen. Sind nicht die Aufnahmen die gleichen?

Da ist man selbst auf einem Eisbärfell. Das erste Bild. Darunter der erste Schritt ins Leben. Daneben auf der anderen Seite mit einer riesigen Zuckertüte. Der Ernst des Lebens. Oh, hätte dieser Ernst ewig gewährt. Mit der Klasse auf einem Schulausflug. Der da ganz rechts steht, ist Walter Haserhorn — Walter Haserhorn, der Schulfreund. Heute steht sein Name auf einem Kreuz im Westen, wenn er noch steht, vielleicht hat ihn der Regen schon längst abgewaschen. Auf unserem Bild aber im Photoalbum steht Walter noch immer neben uns. Mit dem Umblättern der Seiten wird man älter, reifer.

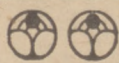
Die ersten selbstgeknipsten Photos kommen, als man eben den Wunderkasten zum Bildermachen bekommen hatte. Ja, es war doch wie ein Wunder, selber Bilder machen zu können. Mutter und Vater unterm Weihnachtsbaum.

Auf einmal ein Bild in den ersten langen Hosen, fremd kommt man sich vor in dem Konfirmationsanzug. Beginn nicht da erst der Ernst des Lebens? Oder begann er mit jenem kleinen Mädchenbild? Sie war es, die Franz vorzog. Sehr weh tat es mir damals, aber Franz hat sie auch nicht bekommen. Sie wollte keinen von uns. Ob sie wohl weiß, daß sie in meinem Photoalbum klebt, als sie damals gerade siebzehn geworden war?

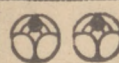
Nun folgen Bilder. Gruppenaufnahmen. Gesichter, die man schnell wieder vergessen hat. Hier eine Seite, wo einmal ein Photo gewesen, das eines Tages jäh herausgerissen wurde. Und doch sagt nicht der freie Raum alles, was uns einst um dieses Bild bewegt hat? Dann kommen

sonnenerfüllte Ferientage. Unzählige Motive festgehalten im Verkehr der großen Stadt.

Ja, solch ein Photoalbum gleicht einem noch nicht erfindenen Lebensspiegel, den man zurückdrehen kann. Und wenn man dann das Album zumacht, weiß man auf einmal, warum die Großmutter Tränen in den Augen hatte. Man weiß es und kann doch nicht recht sagen: Warum?



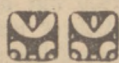
Bunte Chronik



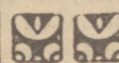
Odysee eines Heimatlosen.

Vor einigen Tagen hatte sich ein zweiunddreißigjähriger Mann vor dem Züricher Obergericht wegen unerlaubten Grenzübertritts zu verantworten; es handelte sich um das traurige Schicksal eines Staatenlosen, der, in San Francisco geboren, durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit gezwungen wurde, rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zu wandern.

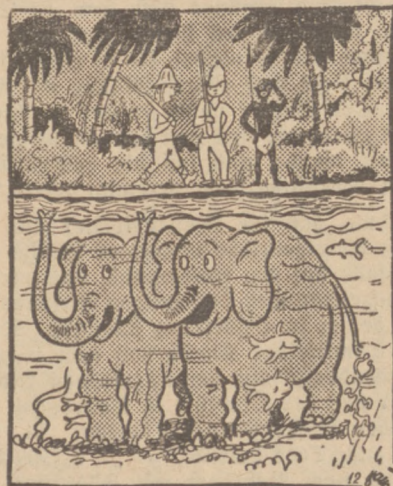
Der Vater des Angeklagten war Wolgadeutscher und Geometer von Beruf; seine Mutter, gebürtige Russin, starb bald nach der Geburt des Sohnes. Als kleines Kind brachte man ihn in eine ostafrikanische protestantische Missionsstation, wo er Lesen, Schreiben und rechnen lernte. Der weitere Lebensweg führte den Jüngling nach Shanghai; hier ging er bei einem kleinen Zuckerbäcker in die Lehre. Nun starb der Vater. Der Ruhelose mußte China verlassen und gelangte auf einem Dampfer unbemerkt nach Europa. Hier verbrachte er volle fünfzehn Jahre auf der Wanderschaft. Das Schicksal trieb ihn von einem Staat in den anderen. Als er schließlich seine Ausweispapiere verlor, war sein Schicksal besiegelt. Wiewohl er wurde er wegen unerlaubten Grenzübertritts angeklagt und mehrmals ausgewiesen. Auch aus der Schweiz sollte der Unglückliche zum zweitenmal ausgewiesen werden. Im Zuge der Untersuchungen stellte sich aber die besondere Notlage heraus, mit der der Staatenlose ständig zu kämpfen hatte. Das Gericht fällt daher einen Freispruch und übermittelte den Fall der Justizdirektion die nun die Möglichkeiten prüfen soll, um dem Notleidenden eine sichere Existenz zu verschaffen. Der Freispruch erfolgte hauptsächlich deshalb, weil dem Angeklagten trotz seiner lang andauernden Notlage nicht die geringste kriminelle Tat nachgewiesen werden konnte; daß die Schweizer Richter den Mann nicht verurteilten, ist eine Tat, die neben vielen anderen in das Rufmesblatt der schweizerischen Justiz eingetragen zu werden verdient.



Lustige Ede



Die schlauen Elefanten.



„Die Elefanten sind ja wie in die Erde versunken!“